

Rhein und Düsseldorf

Illustrierte Wochenschrift zum Düsseldorfer General-Anzeiger

Nr. 52.

Düsseldorf, 27. Dezember

1914.



Deutsche Weihnachten hinter einer eingegrabenen Geschütz auf dem Kriegsschauplatz.
Originalzeichnung von G. Bachmann.

Der Christbaum für den Kriegsfreiwilligen.

Von Margarete Häutig

Die Feldpost hatte viele Weihnachtspakete in den Schützengraben gebracht. Besonders Fritz Waldmann, der neunzehnjährige Kriegsfreiwillige, war reichlich bedacht worden; er hatte deren sieben bekommen. Nun saß er mitten in seinem Reichthum und machte doch ein mißmutiges Gesicht. Er erkannte ja dankbar an, daß Mutter wieder rührend geforgt hatte, um ihm und manchem ärmeren Kameraden eine Weihnachtsfreude zu machen. Warme Sachen in Fülle, Zigarren und Zigaretten, Süßes und Saures, Wurst und Käse, alles, was ein Soldatenherz nur begehren kann — und doch war Fritz unzufrieden. Da war ein Karton mit allerlei glitzernden Sachen dabei gewesen, der vor die Veranlassung zu seiner Verstimmung, und rasch hatte er ihn außer Sichtweite geschoben.

„Was brunnst du?“ redete ihn sein Freund und Nebenmann, Wolf Reinte, an. „Wenn jeder von uns ein Zehntel von dem erhielte, was du da hast, da wolkten wir Weihnachten feiern, daß es ein Vergnügen wäre!“

„Ich gebe ja gerne ab — dazu haben mir auch die Eltern so viel geschickt. Aber wie soll man sich freuen ohne Weihnachtsbaum — das kann ich nun einmal nicht! Mutter schreibt: „Das Bäumchen brauchst du Euch ja wohl bloß aus dem Walde zu holen.“ Als ob das so einfach ginge! Und da schickt sie Kerzen und Glaskugeln und Baumkondel mit — ich mag es gar nicht sehen!“

„Na, Junge, da laß man sich gleich den Kopf hängen! Vielleicht läßt sich so ein Bäumchen doch beschaffen.“ tröstete der andere.

„So — wie denn und woher denn? Hinter uns Laufgräben und Seideland. Vor uns im Walde oder dahinter der Feind!“

„Weißt du das so genau?“

„Ne — aber unser Hauptmann meint's doch auch.“

„Das möchte der selber gerne wissen! Na, Friße, bis zum Christabend sind noch volle vierundzwanzig Stunden Zeit. Vielleicht wächst dir inzwischen doch noch ein Weihnachtsbäumchen. Gute Nacht! — Ah, was bin ich müde!“

„Ruhe da hinten!“ tönte es jetzt auch schon vom andern Ende der unterirdischen Behausung. Fritz löschte seine Stearinkerze aus und trock in seinen Schlafwinkel. Der lange Wolf Reinte streckte sich behaglich auf der heute morgen erst requirierten Matraße aus. Er schlief aber nicht, sondern dachte jetzt so intensiv nach wie selten in seinem Leben, und zwar darüber, wie der Kleine zu seinem Christbäumchen kommen könnte. Er hätte ihm damit gerne eine Weihnachtsüberraschung gemacht.

Fritz atmete ruhig und gleichmäßig. War er nun doch über seinem Kummer eingeschlafen?

Wolf knipste an seinem elektrischen Taschenlämpchen und beugte sich über ihn. Ja, er schlief.

„Wat is?“ flüsterete es hinter ihm. Sein anderer Nachbar, ein biederer Wuppertaler Messerschleifer, war erwacht.

„Mit dem Kleinen da scheint mich irgend wat nich richtig,“ meinte er besorgt, Wolf Reinte einen kameradschaftlichen Schupps in die Seite gebend.

Sie hatten ihn alle gern, den kleinen Studenten, dem der erste Flaum eben über der Lippe sproß. Sie rechneten es dem verwöhnten Jungen hoch an, daß er als Freiwilliger in ihre Reihen getreten war und mit heiterem Mut alle Entbehrungen, alle Strapazen auf sich nahm, die der Krieg ihnen auferlegte, denn leicht wurde das dem Rittersöhnchen nicht. Soweit es der rauhe Feldzug zuließ, verwöhnten ihn die harten Krieger darum weiter, und er vergalt es ihnen mit treuer Kameradschaftlichkeit. Es war keiner in der Kompagnie, mit dem er nicht schon die reichen Zusendungen, die ihm von Hause und von Verwandten wurden, geteilt hätte, ja, er gab oft mehr, als ihm selber blieb. Besonders auch der Messerschleifer Zupp Lindemann hatte einen Narren an ihm getroffen.

„Hast recht, Lindemann,“ nickte Wolf Reinte dem andern zu, „es stimmt mit dem Fritz nicht — Heimweh! — Er möcht' halt so gerne ein Christbäumchen haben.“

„Wenn's weiter nig ist!“ erwiderte Zupp. „Den soll er kriegen — Dummertiel, den soll er kriegen!“ Und zur Bekräftigung schlug er mit der rechten Faust dreimal energisch in die linke Handfläche.

Dann legten sich beide wieder auf die Seite und schwiegen.

Nach einer Weile richtete sich der Messerschmied wieder auf.

„Du, Reinte!“

„Was soll's?“

„Du, ich riskier's! Der Mond is weg, es ist so schön dunkel, und — na, der Fritz soll seinen Christbaum haben! Da drüben im Walde gibt's sicher genug von der Sorte.“

„Om,“ knurrte Wolf, „wenn du meinst! Aber wie kommen wir durch?“

„Wird allens gemacht. Hast noch Tabak?“

Wolf zog aus der Tasche ein paar Zigarren.

„Gut so! Mich is eingefallen, dat dort ans Westende der Köbes Müllers, mei'm Babber sin Schwesterjohn, die Wache hat. Mit dem läßt sich reden, und für 'n gutes Kraut tut der alles — reineweg alles.“

Wolf Reinte beugte sich noch einmal über den schlafenden Freund.

„Na, denn man zu!“

Ein paar derbe Flüche, im Schlaf gemurmelt, folgten ihnen von denen, über deren Beine sie in der Dunkelheit stolperten, als sie den Graben verließen. Auf allen vieren ging's meist, dann durch die Laufgräben und endlich hatten sie das Ende des kunstvollen Fuchsbauers erreicht. Wirklich, der Müller Köbes stand Posten. Die Parole und die Handvoll Zigarren verschafften ihnen freien Weg.

Es war stoddunkel. Der Mond war schon untergegangen, nur der leichtgefallene Schnee gab einen schwachen Lichtschimmer.

Die beiden Kameraden schritten wader aus. Der Marsch tat ihnen gut nach dem tagelangen Liegen in dem Schützengraben. Es wurde laum ein Wort zwischen ihnen gewechselt.

Sie erreichten den Wald. Fast unheimlich still war's. Ab und zu knackte ein dürrer Zweig, ein scheuer Nachtvogel flog auf, die Hand war kaum vor den Augen zu sehen. Links von ihnen lief eine breite Fahrstraße durch das Gehölz, die sie vermieden, aber doch als Richtung benutzten.

„Hier riecht's nach Tannen!“ sagte der Messerschleifer plötzlich und schnupperte mit seiner großen Nase in der Luft.

„Hast recht!“ Und nun begannen sie an den Bäumen herumzutasten, bis sie fühlten, daß sie in einer Tannenschonung standen. Hier war's auch heller als im Hochwald. Oder hatte sich das Auge an die Dunkelheit gewöhnt?

„Hier — dat scheint mir 'n leder Bäumchen,“ meinte Zupp und schon legte er das Seitengewehr an den Stamm. Knack, es fiel — Frißens Christbäumchen war erobert.

Zupp lachte vergnügt, und auch Wolf rieb sich voll Freude die Hände. „Nun aber schleunigt zurück!“

„Wir müssen uns rechts halten,“ meinte Wolf.

„Rein, links,“ behauptete Zupp.

„Folge mir nur, ich habe anerkannt einen sehr guten Ortsinn,“ erklärte Wolf, „ich versehle nie den Weg.“

„Du bist der studierte Mann,“ fügte sich Zupp, „du wirst es wissen.“ „Also voran!“ Zupp schulterte das Bäumchen, und wieder ging es durch dick und dünn. Der Weg schien aber jetzt viel weiter.

„Wir sind wohl doch nicht richtig,“ sagte Wolf kleinlaut.

„Dat fütt mich auch so vor,“ entgegnete Zupp. Aber weiter ging's. Sie waren auf einen zerfahrenen Waldweg gelangt, auf dem sie bis an die Knöchel in den Lehm sanken. Hier waren sie dorthin nicht dahergelommen.

Da — was war das? Menschliche Stimmen — französische Laute! Im Osten begann ein schwacher Lichtstreif das Nahen des neuen Tages anzudeuten. Die Stämme des Waldes lichteten sich. Und dort, deutlich erkannten sie den Schattenriß französischer Infanterie. Drei, nein fünf, sechs Mann! — „Eine Patrouille!“ flüsterte Wolf. „Dud dich, laß sie vorbeie!“ raunte er noch dem Kameraden zu, „wir fallen ihnen dann gleich in den Rücken.“

„Paß auf, dort der Posten!“ flüsterte Zupp, und dann verschwanden sie im Unterholz. Durch die Schutzfarbe ihrer feldgrauen Uniform sahen sie dem Erdboden gleich.

Der feindliche Wachtposten trat ganz dicht an ihr Versteck heran, er blieb wie laufend stehen. Sein Gewehrlauf blühte im sahlen Morgenstrahl. Die beiden jungen Deutschen hielten den Atem an, die Gesichter verbargen sie hinter dem Weihnachtsbäumchen. — Es schien ihnen eine Ewigkeit, ehe er langsam weitertritt. Endlich!

„Du,“ flüsterte Wolf jetzt dem Kameraden zu, „wir müssen auspionieren, ob dort noch mehr sind — also voran, auf Leben und Tod!“

Sie krochen nun auf allen Vieren weiter, die ersten Häuser eines Dorfes wurden sichtbar. Es wurde schon lebendig. Die Frauen legten Feuer an im Herd. Soldaten traten aus der Tür und holten am Brunnen frisches Wasser. Also lag französische Einquartierung hier!

Jetzt zurück — sie wußten genug! Wenn möglich, hieß es, die ausgeschickte Patrouille noch überrumpeln.

Als sie sich im Schutze des Waldes wieder sicherer fühlten, setzten sie sich in Trab. In Laun einer Viertelstunde merkten sie, daß sie die Franzosen eingeholt hatten. Es waren nur noch drei Mann, die übrigen hatten wohl einen andern Weg eingeschlagen. Sie näherten sich ihnen lautlos von rechts hinten.

„Galt! — Hurra!“ Mit Gebrüll stürzten sich die zwei auf die Patrouille, entsetzt, überrascht heben zwei die Hände hoch. Die Waffen sind ihnen schnell abgenommen — der Dritte schießt. Wolf fühlt am Arm einen stechenden Schmerz.

„Ich bin getroffen!“

Da ergreift den waderen Schleifer eine Verferleriwut.

Er rafft das hingeworfene Tannenbäumchen auf und schlägt damit dem Franzosen dermaßen über die Nase, daß er angstvoll „Pardon!“ ruft, weiß er doch nicht, was für ein schreckliches Zaubermitel die Deutschen hier wieder anwenden.

Die drei Gefangenen vor sich hertreibend, erreichen sie ihren Schützengraben. Ihre Abwesenheit ist schon mit Verstärkung wahrgenommen worden. Als sich der eigenartige Zug des Lager nähert, tritt ihnen der Hauptmann mit ernstem Gesicht entgegen. Aber er

hat nicht mehr viel zu ihnen gesagt, denn ihre Meldung war von größter Wichtigkeit. Es gelang, die Franzosen in einem Seitenwalde zu umgehen und zu überrumpeln, so daß sie sich, über die Zahl der Deutschen getäuscht, bald ergaben.

Als sich der Abend des 24. Dezembers über den Argonner Wald senkte, da lag Fritz Waldmann am Bett seines Freundes Wolf im Hilfslazarett. Auch er hatte in dem heutigen Gefecht um das Dorf einen leichten Streifschuß erhalten, der ihn aber nicht bettlägerig machte. So konnten sie sich gegenseitig Gesellschaft leisten.

Es war ein hübsches, geräumiges Bauernhaus in dem eroberten Dorfe, wo man zur Freude des Stabsarztes die Verwundeten untergebracht hatte. Von der Decke herab strahlte die Petroleumlampe und warf flackernde, rötliche Lichter auf den blauvariirten Bettüberzug, in dem Wolf lag. Ein paar Tage völliger Ruhe waren ihm zubilligt. Da half alles nichts, er mußte sich fügen.

Die Freunde sprachen von allem möglichen, von dem heute so famos geglückten Überfall, von Kameraden und Vorgesetzten, nur nicht von dem, was sie in der Tiefe ihres Herzens doch am meisten bewegte —, daß heute heiliger Abend war

Wolf wurde nun unruhig. „Der Lindemann wollte doch kommen, wo bleibt der Kerl?“ fragte er immer wieder. Und wenn Fritz aufstehen wollte, um nach ihm zu sehen, da rief Wolf wieder: „Nein, nein, bleib du nur hier, er wird schon kommen!“

Und er kam auch. Es klopfte auf einmal heftig an die Tür, viel heftiger als es in einem Lazarett schidlich ist — und herein trat — ein richtiger Knecht Ruprecht, in den umgekehrten Pelz eines Kraftfahrers gevidelt. In der Hand trug er ein brennendes Christbäumchen; das stellte er auf den Tisch, gerade zwischen die beiden Freunde. Auf der einen Seite hingen zwar einige Zweige geknickt herab, aber durch um so reicheren Schmuck war der Mangel ausgeglichen. Eine rauhe poltrige Stimme, die den Freunden nicht fremd vorkam, ertönte:

„Der Fritz soll seinen Christbaum haben!“



Weihnacht.

Von J. Curt Stephan.

Treu, mit hellen Liebesbränden
Schwerer Zeiten Not zu wenden,
Schweben Geister durch das Land,
Die gleich jenen unsichtbaren
Erster Christnacht Engelscharen
Wiederum zum Heil gefandt.

Wollen Frieden uns verkünden
Und die heil'ge Glut entzünden,
Die die Menschheit wieder eint;
Daß die grimme Zwietracht ende
Und die Winterjonnennende
Sroh mit neuem Tag' erscheint.

Mit der Weihnacht Friedensschören
Wollen sie die Welt beschwören,
Daß des Krieges Stimme schweigt;
Daß der blutgetränkten Erde
Dauernd nun ein Friede werde,
Dem sich Himmelsfegen neigt.

Treu, mit hellen Liebesbränden
Schwerer Zeiten Not zu wenden,
Schweben Geister durch das Land;
Und da sie die Flügel breiten,
Leuchtet über Raum und Zeiten
Deutscher Weihnacht Höhenbrand.



Die heilige Nacht.

Phot. J. Brudmann.

Gemälde von Carlo Maratti in der Dresdener Galerie.

Der Maler des Bildes, 1625 in Camerino bei Ancona in Italien geboren, war einer der bekanntesten bildenden Künstler seiner Zeit. Er wurde von verschiedenen Päpsten mit Aufträgen bedacht und ausgezeichnet. Er starb 1713 in Rom. Eines seiner besten Werke religiösen Inhalts ist das hier wiedergegebene Bild.

Die höchste Liebe.

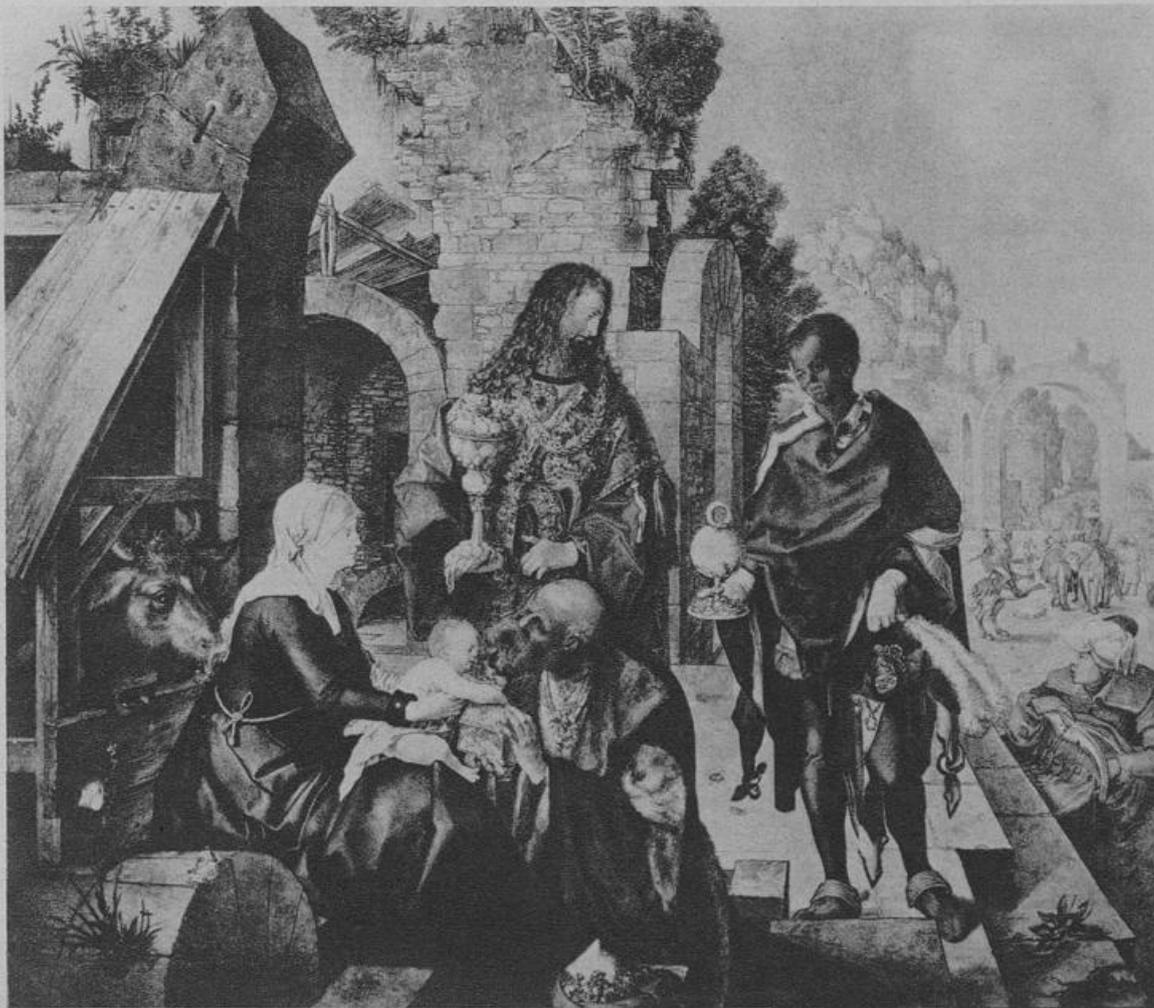
Weihnachtsflözze von C. Gerhard.

Im Hause des Generals von Teut in der Tiergartenstraße sind alle Stodworte erhellt und die Treppen auf und nieder eilt die jüngste Tochter, um alles zur Bescherung vorzubereiten und zu ordnen.

Eine anstrengende Tätigkeit liegt heute schon hinter Sybilla. Überall, in den bescheidenen Wohnungen mehrerer Soldatenfrauen, in einem Kinderasyl und in einem Lazarett hatte sie geholfen, Arme und Verlassene glücklich zu machen. In fliegender Hast ist sie heimgelehrt, und nun gibt es der Arbeit genug.

Der General sitzt in seinem Zimmer im Rollstuhl, die Beine in eine Pelzbede gehüllt. Die Schmerzen plagen ihn heute wieder arg, er ist ungeduldig, denn er möchte wieder hinaus ins Feld. Neben sich hat er die Bibel liegen, in der er soeben gelesen. Härtlich streicht er über Sybillas liches, lockiges Haar und wirft einen besorgten Blick in ihr blaßes Gesicht, aber er sagt nichts.

Da erklingt auch schon die Glode und die Gäste beginnen sich einzustellen. Sybilla eilt die Treppe hinauf in ihre Räume, streift schnell



Die Anbetung der heiligen drei Könige. Gemälde von Albrecht Dürer in den Uffizien zu Florenz.
Phot. f. Straßmann.

Obwohl ihr Vater, mit schwerem Rheumatismus vor vier Wochen aus dem Felde zurückgekommen, erst notdürftig wiederhergestellt ist, obwohl sein ältester Sohn bei Antwerpen fiel, sein zweiter schwer verwundet in Königsberg liegt, sein dritter, der Sechzehnjährige, aus dem Kadettenkorps direkt in die Front geschickt ward und an den harten Kämpfen in Nordfrankreich teilnimmt, hat er ausdrücklich eine Weihnachtsfeier in noch größerem Maßstabe als sonst gewünscht.

Sybilla hat eine riesige Tanne gelaufen, sie mit zahlreichen Lichtern besteckt; nun stellt sie Schalen mit Gebäck und Obst auf die Tische, legt die Geschenke für die Familie und ihre Freunde, für die Dienerschaft und für mehrere Invaliden und verwundete Soldaten bereit.

Das schwarze Gewand ab, wie es ihr Vater trotz der tiefen Trauer gewünscht, und legt hastig ein weißes Kleid an. Beim flüchtigen Blick in den Spiegel erschrickt sie selbst über ihre tiefe Blässe. Ihre Augen brennen von ungeweinten Tränen, ihr Herz klopft schmerzhaft.

Es ist ihr, als zöge es sie mit magnetischer Gewalt fort, fort aus dem Vaterhause, hin zu jenem andern im Norden der Stadt, zu dem großen Lazarett, in dem er liegt, dem sie heute vor zwei Jahren das Jawort gab. Damals waren ihre Wangen in Rosenglut getaucht, leuchteten ihre Augen und sah sie den Himmel offen. „Dagobert, Dagobert, du Geliebter, du Unvergessener!“ Ja, er war es wert, daß sie ihn liebte. Er war adlig von Gemüt, ohne Fehl, und er liebte sie

über alles. Und doch zerbrach ihr G! d, zerschellte an seiner lobenden Eifersucht. Sie empfand, daß diese Eifersucht, der er so oft Worte verlieh, sie herabsetze, ihrer und seiner unwürdig wäre. Auf solchem Grunde vermeinte sie kein Glück zu finden; nach schweren inneren Kämpfen gab sie Dagobert sein Wort zurück. Er wollte an ihren Entschluß nicht glauben; er bat, er bestürmte sie, gelobte Besserung — sie blieb fest. Da ließ er sich versetzen. Als der Krieg ausbrach, wußte sie: auch er zieht mit! Und tausend Schmerzen zerrissen ihre Seele, als sie von seiner schweren Verwundung las. Sie brachten ihn hierher in ein Lazarett. Und ob auch ihr Stolz darunter litt, sie war heimlich hingegangen um von der ihn pflegenden Schwester zu hören, wie es um ihn stand. Wochenlang rang er mit dem Tode, und die Schwester hatte ihr mit einem eigenen Blick gesagt, in seinen Fieberphantasien rief er immer nur einen Namen: „Sybilla, Sybilla!“ Seitdem verfolgt sie das Wort, und die Sehnsucht reißt an ihrem Herzen, zu ihm zu gehen, ihm Verzeihung, Frieden zu bringen.

„Kann ich — kann ich den Rittmeister von Arminius sprechen?“
„Da es ihm besser geht und heute Weihnachten ist, will ich es beantworten,“ erwidert die Schwester lächelnd.

Die junge Dame da ist gar zu lieb und schön, und sie bringt ihrem finstern Patienten gewiß nur Gutes. Vielleicht ist es gar jene Sybilla. —
„Sie bekommen Besuch, Herr von Arminius,“ sagt sie strahlend und schließt hinter Sybilla die Türe.

Sie steht regungslos in ihrem weißen Kleide, von dem der Mantel geglitten ist; auf dem schönen Haar glitzert der Schnee.

Ist es eine Fee und träumt er? Oder ist sie es wirklich?

„Sybilla!“ ruft er. Es klingt wie ein Schrei.

Da fliegt sie zu ihm und kniet an seinem Lager nieder. Zarre Rote liegt auf ihren Wangen, ein wunderbares Licht strahlt aus ihren Augen. „Es ist Weihnachten, aber ich bringe dir nichts!“

„Doch,“ lacht er glücklich, „du bringst das Schönste, Beste, das es für mich auf Erden gibt, — du bringst dich selbst!“



Kochunterricht für Soldaten vor ihrem Abrücken ins Feld.

Phot. Paul Kamm.

Für unsere Feldgrauen werden jetzt in Berlin Kochkurse abgehalten, damit sie lernen, sich ein schmackhaftes Essen selbst zuzubereiten. Unser Bild zeigt, wie die Leiterin des Kurses die von den Soldaten zubereiteten Speisen kostet.

Das Mädchen kommt und bittet sie, herunterzukommen.

Gleich darauf steht sie in der Halle, umringt von den Offizieren, und für jeden hat sie ein sorgendes, teilnehmendes Wort.

Nun flammen im Saale die Lichter an der hohen Tanne auf. Sybilla setzt sich an das Instrument, spielt und stimmt mit ihrem goldklaren Sopran an: „Gelobet seist du, Jesu Christ!“ Alle fallen mit bewegten Stimmen ein. Dann führt Sybilla alle an ihre Plätze, und ein Lächeln überfliegt ihren ernsten Mund, als sie die Freude saß allen Gesichtern sieht. Beim Abendbrot an der Tafel zwingt sie sich, zu plaudern, aber immer ist es ihr, als zerre sie etwas am Kleide, als müsse sie aufspringen, fort!en; immer ist es ihr, als höre sie eine rufende, klagende Stimme: „Sybilla, Sybilla!“

Gottlob, der Vater gibt ihr ein Zeichen, sie hebt die Tafel auf.

Sybilla schlüpft in ihr Zimmer, sie läßt sich nicht einmal die Zeit, das weiße Kleid abzulegen, der lange Abendmantel wird es deden. Und nun schnell, unhörbar zum Hause hinaus! In der Nähe steht ein Auto, sie springt hinein, der Wagen läuft davon.

„Ja, du hast recht, mich selbst, und bringe mich dir für Zeit und Ewigkeit. Ich will dein sein — wenn du mich noch liebst!“

„Sybilla, Sybilla, wie kannst du zweifeln? Obwohl ich dich mir verloren glaubte, dachte ich immer an dich, und meine Liebe wuchs in Schmerzen. Und sei versichert, womit ich dich einst verlegt, — nie wird es wiederkehren. Dieser Krieg, in dem wir täglich so Großes erleben, er löst alle Kleinlichkeit in uns, alle niedrigen Eigenschaften; er erzieht zur Bescheidenheit, doch auch zur innern Größe. Und — ich darf es wohl sagen, ich ward deiner würdiger. — Aber Sybilla, ich werde invalide bleiben.“

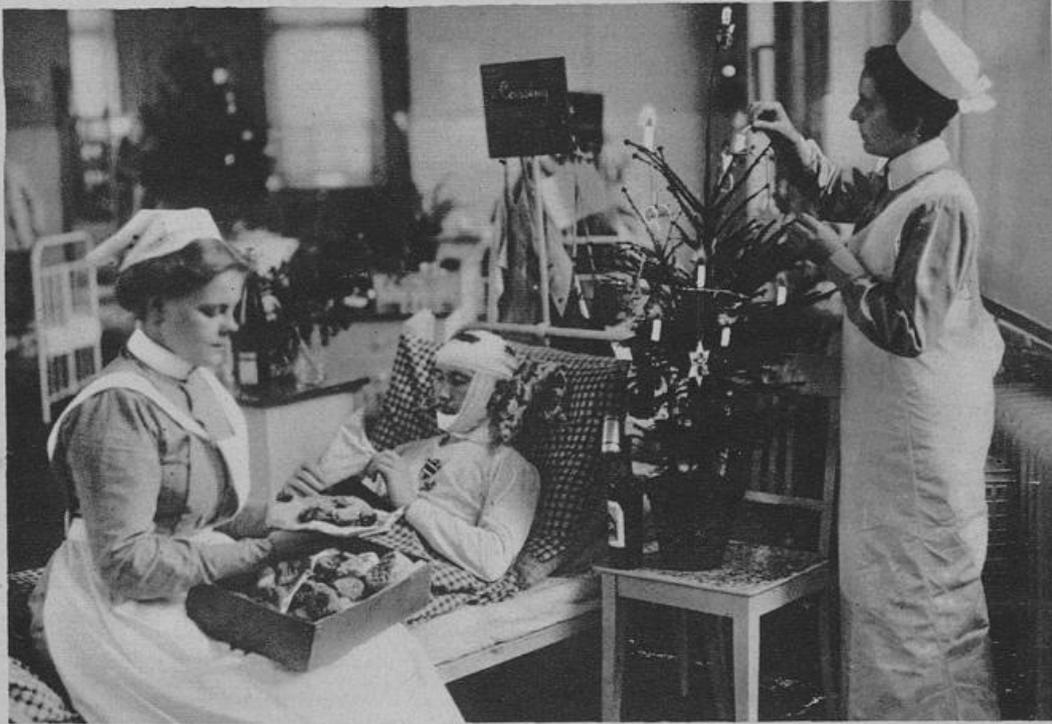
„Um so mehr brauchst du mich!“ sagt sie weich und umschlingt ihn mit ihren Armen. „Heute ist das Geburtsfest der höchsten Liebe, die sich selbst hingab. Mit solcher Liebe will ich dir dienen, dich glücklich machen, wenn der Krieg beendet, des heutigen Tages Verzeihung erfüllt ist.“ Eng aneinander geschmiegt, lauschen die Wiedervereinten der klaren Stimme der Schwester, die ihren Patienten im Nebenzimmer vorliet: „Ehre sei Gott in der Höhe und Friede den Menschen auf Erden!“

Weihnachten auf See und im Lazarett.



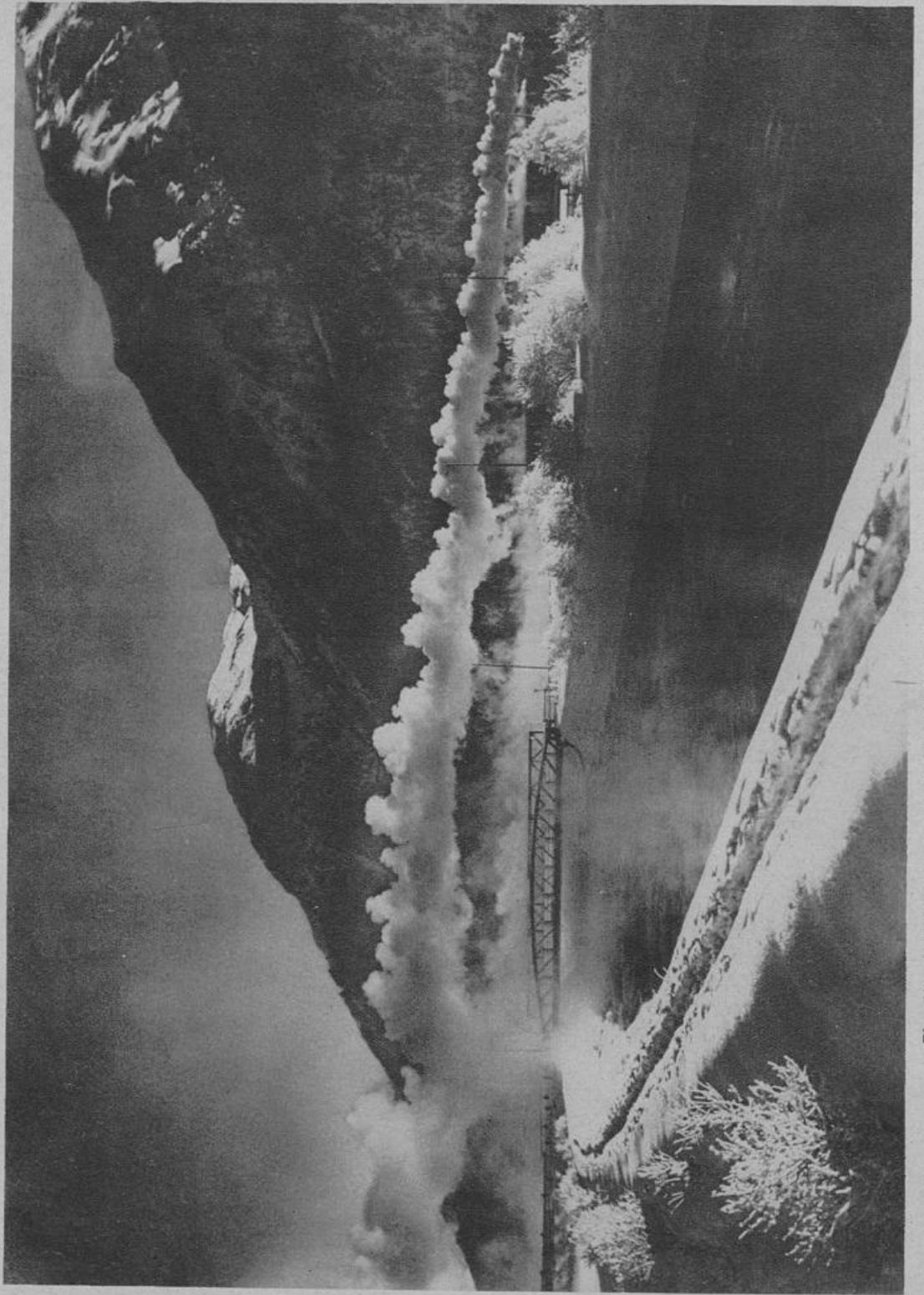
Ein stiller Christabend an Bord eines deutschen Torpedobootes.

Beil. III. Gef.



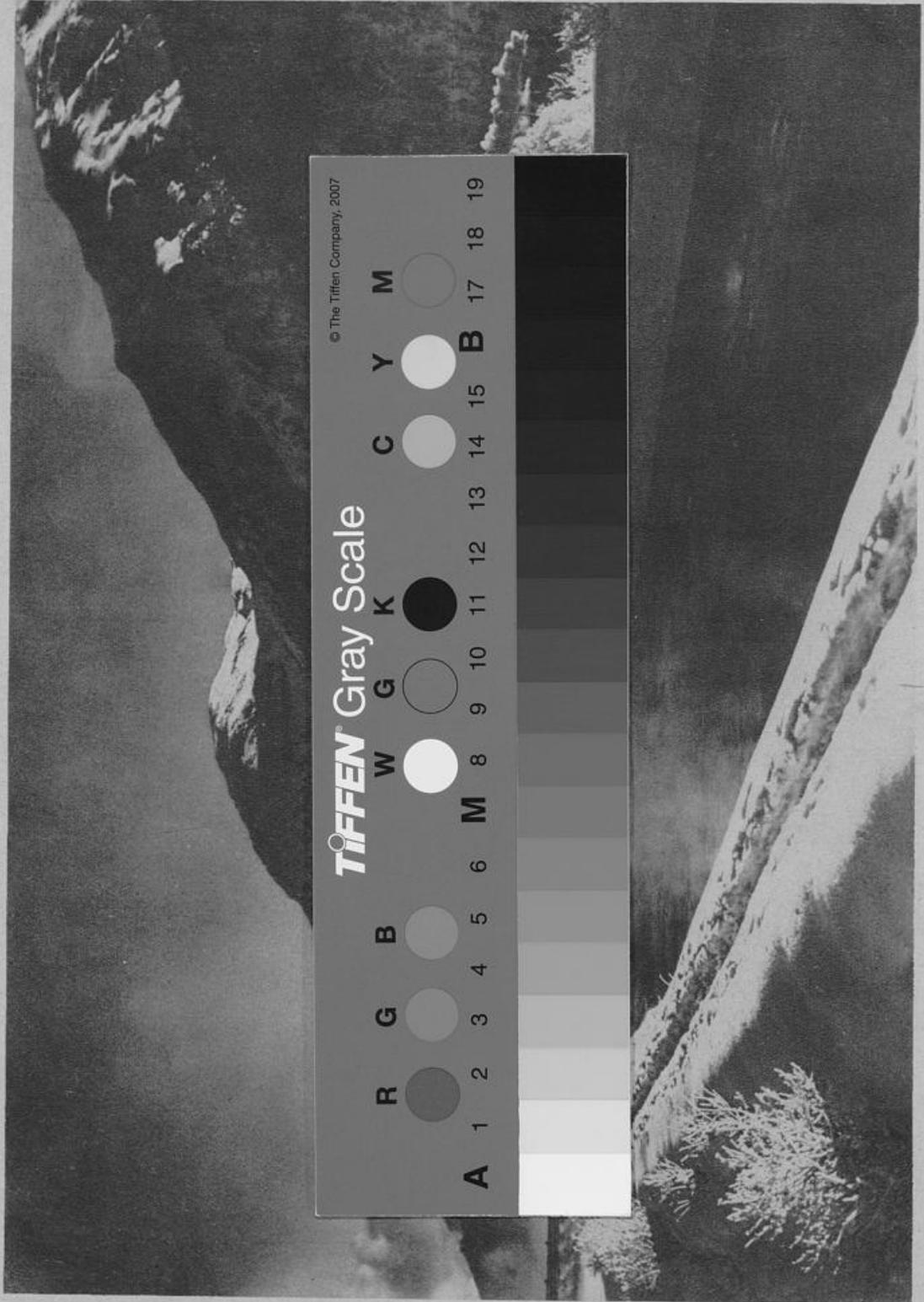
Weihnachtsbescherung am Bett eines verwundeten Kriegers im Lazarett.

Beil. III. Gef.



Ein klarer Wintermorgen an den Ufern des Inn: Der Zug nach Pontresina.

Neue Phot. Ges., Siegfried Berlin.



© The Tiffen Company, 2007

TIFFEN Gray Scale

A	1	2	3	4	5	6	8	9	10	11	12	13	14	15	17	18	19
		R	G	G	B		W	G	K				C	Y	M		

Ein klarer Wintermorgen an den Ufern des Inn: Der Zug nach Pontresina.

Klaus Phot. Gb., Sieghard Berlin.